

Das Urteil der Welt.

Erzählung von Elisabeth Fries.

(Nachdruck verboten.)

Ellen hatte mit Hilfe des Stubenmädchens gut vorge-
arbeitet. Ihre Sachen waren bereits gepackt. Nun kam
sie, um der Mutter zu helfen. Ihre Wangen waren
heiß von der ungewohnten Anstrengung. Geschäftig
eilte sie hin und her. Es war doch eine Menge zu
tun, mehr als sie geglaubt hatte. Fast wollte ihr der Mut sinken,
als sie die Berge von Kleidern sah, die ihre Mutter aus den
Schränken kramte. Sie hatte so sehr gehofft, wenigstens noch
ein halbes Stündchen für ihren Verlobten herauszuschlagen, aber
die Zeit eilte unerbittlich, es würde wohl nichts daraus werden.
Als es neun Uhr schlug und das Ende immer noch nicht abzu-
sehen war, ließ sie sich entmutigt auf einen Stuhl sinken, um aus-
zurufen. Ihr Fuß schmerzte und eine tiefe Niedergeschlagenheit
wollte sich ihrer bemächtigen. Et-
was wie Angst
ergriff sie: Sie
hatte so wunder-
volle Stunden
hier verleben dür-
fen, wer konnte
wissen, wie es an
dem neuen Orte
war? — Daß es
allerdings Wicht
sein sollte, war
ihre ein Trost. Es
müßte ja herrlich
sein, mit Achim
dort umherzu-
streifen.

Offenen Auges
träumte sie in den
sinkenden Abend
hinein. Der Him-
mel war ganz ei-
gengefärbt. Eine
graue Wolken-
wand stand im
Westen, aus der
die Sonne wie
ein blutrotes Au-
ge herausblitzte.
Die Vögel flogen
angstvoll tief an
der Erde. Es wird
anderes Wetter geben, dachte sie, — nun, sie würde nicht mehr
davon betroffen werden.

Es klopfte. Ellen schrak zusammen. „Ja“, rief ihre Mutter
ungebuldig. Ein Liftjunge steckte den Kopf in das Zimmer.

„Herr Thorstein bittet dringend, das gnädige Fräulein
sprechen zu dürfen“, bestellte er.

Elastisch sprang Ellen auf. Verflohen war alle Müdig-

keit und alle trüben Gedanken. „Darf ich?“ fragte sie ihre
Mutter, aber sie war schon fast an der Tür.

Frau Randow nagte unmutig an ihrer Unterlippe. „Was
will ich dagegen sagen? Wir werden es auch allein schaffen,
meinen Sie nicht, Henriette?“

„Gewiß, gnädige Frau, sechs Koffer sind fertig —“

„Ich gehe also!“

Nie würde Frau Randow das strahlende Lächeln vergessen,
mit dem Ellen aus dem Zimmer ging. Vor der Tür bedeutete
ihre der Junge, daß Herr Thorstein im Gesellschaftszimmer warte.
Das wunderte sie, er war sonst so lusthungrig. Sie benutzte den
Aufzug, weil der Fuß ihr wirklich sehr weh tat. Im Augenblick
war sie unten. Als der Junge die Tür öffnete, wollte ein Herr
an ihr vorüber, um sich nach oben fahren zu lassen. Ihre Blicke
trafen sich. Schreckhaft weiteten sich die Augen des jungen Mäd-
chens. Mit schweren, müden Schritten schleppte sie sich nach der
Richtung, in der das Gesellschaftszimmer lag. Sie war schnee-
weiß im Gesicht,

als sie die Türe
öffnete. Ihr Ver-
lobter stand am
Fenster. Selt-
samerweise kam
er ihr nicht ent-
gegen, was ihr
trotz des eben ge-
habten Schreckens
dumms zum Be-
wußtsein kam.
Seinen Gesicht's-
ausdruck konnte
sie erst erkennen,
als sie dicht vor
ihm stand.

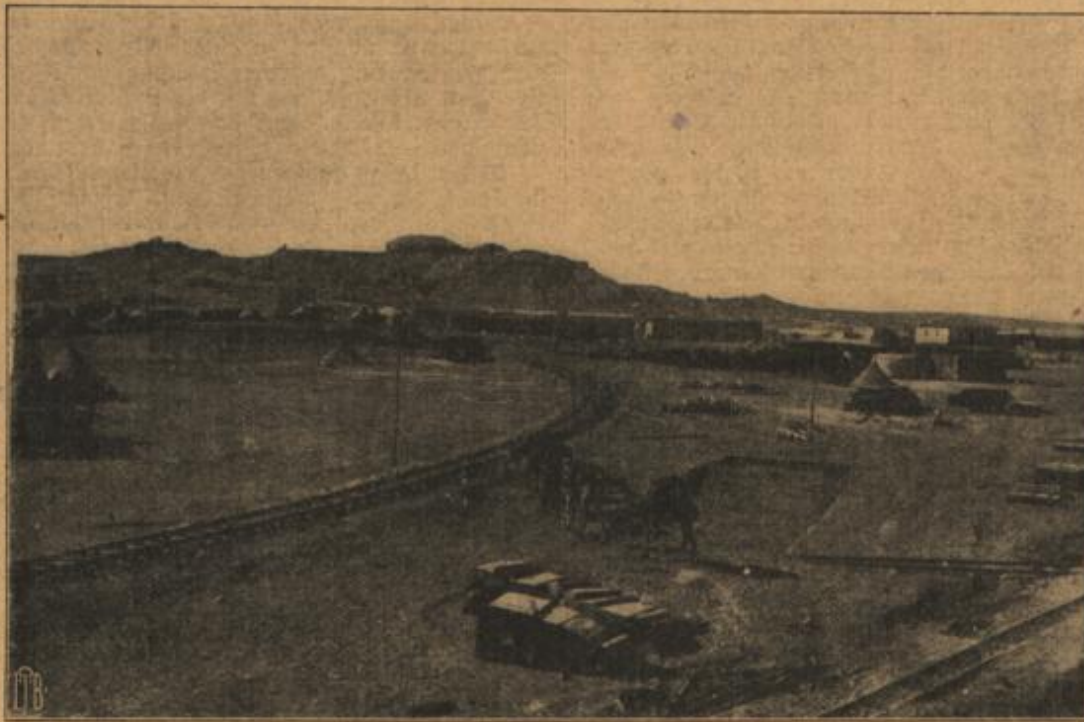
Er blühte sie
finster an, wie sie
ihn noch nie ge-
sehen hatte. Aber
sie wunderte sich
nicht darüber, sie
erschrak auch gar
nicht. Nach der
Begegnung, die
sie eben gemacht
hatte, schien es,
als sei alles in
ihr totgeschlagen.

Müde ließ sie
sich in einen Ses-
sel sinken. Sie

wartete. Thorsteins Blick schien ihr bis auf den Grund ihrer
Seele dringen zu wollen. Schmerzlich schüttelte er den Kopf.

„O Ellen, warum warst du nicht offen zu mir?“ brach er
plötzlich aus. „Wie habe ich dich gebeten!“

Nun zuckte sie doch zusammen. Ihr Kopf neigte sich,
wie betäubt von dem Schlage, der unerwartet darauf ge-
fallen. „Du hast Deubach gesprochen?“ fragte sie matt.



Eine von den Türken während des Kriegs erbaute Wüstenbahn mit Etappenstation, auf dem Hügel
ein deutsch-türkisches Lazarett. Leipziger Pressebureau.

„Es ist also wahr? O, ich Narr, der ich glaubte, dein Vertrauen zu besitzen!“ Wild sagte er mit beiden Händen an den Kopf. Er drehte das Gesicht nach dem Fenster, und ihr den Anblick des Schreckes, der in ihm tobte, zu entziehen. So verharrten sie eine ganze Weile im Schwelgen.

Endlich begann Ellen mit ganz fester, pröder Stimme: „Ich weiß nicht, was er dir gesagt hat. Aber es mir nicht leid, daß du ihn zuerst gehört hast, — doch das ist nun nicht zu ändern.“

Langsam drehte er sich um. „Du kannst natürlich sagen, ich hätte dich selbst am Sprechen verhindert“, begann er kalt. Aber dann fiel sein Blick auf ihr kleines, blaßes Gesichtchen, in dem die Augen mit dem todtraurigen Ausdruck fast übernatürlich groß erschienen. Da war es ihm unmöglich, in dem Tone fortzufahren. „Ich bin nicht dein Richter, Ellen“, sagte er sanfter, „aber du hättest wissen müssen, daß es Dinge gibt, die man nicht unbesprochen lassen darf. Und —“ seine Stimme klang wieder hart, „daß hätte vor allem dein Vater wissen müssen.“

Sie stand langsam auf. „Du willst, wenn ich dich recht verstehe, sagen, daß du — daß wir —“ sie räusperte sich, wie um ihrer Stimme mehr Festigkeit zu geben, „daß du dich nicht mit mir verlobt haben würdest, wenn du gewußt hättest?“

„Was ich heute weiß? Wie soll ich das sagen? Du vergißt, daß eine Sache ein ganz verschiedenes Aussehen haben kann, je nachdem, von welcher Seite man sie ansieht. Hätte dein Vater es offen mit mir gesprochen, so wäre uns diese Sünde erspart geblieben, das ist gewiß. Seit dessen hat er, haben deine Eltern geflissentlich alles vermieden, was ich hätte fertig machen können. So auch kommt mir in die Erinnerung, was jetzt eine ganz neue Beleuchtung erfährt.“ Er brach ab, denn der Ausdruck von Qual in Ellens lieblichen Zügen war so hart, daß sein Herz vor Mitleid weichen wollte. Und doch: er durfte jetzt nicht schwach sein, das war er sich, das war er schließlich ihr schuldig.

Einen Augenblick fühlte sie sich verurteilt; ihm in die Erinnerung zu rufen, wie schwach wie elend sie sich gefühlt hatte, und wie er selbst sie am Sprechen gehindert hatte. Aber er hatte ja recht, tausendmal recht! Was er ausgesprochen, war nur, was sie selbst empfunden hatte, und es war möglich, daß über zu streiten. Traurig wandte sie sich zum Gehen. Sie hatte schon fast die Tür erreicht, als seine Stimme sie zum Stehen zwang.

„Wo willst du hin? Was hast du vor?“

„Nichts.“ Eine Welt von Hoffnungslosigkeit schien in dem einen Wort zu liegen. „Leb wohl, Achim.“

Ihm war, als müsse er ihr nachhaken, sie mit beiden Armen zurückhalten, aber der Instanz in ihm hielt ihn davon zurück. Nichts überlegen! war sonst sein Grundsatz gewesen, und das eine Mal, wo er davon abgewichen war, hatte sich bitter gerächt. Hätte er die Antwort des Justizars abgewartet: — wer weiß, wie alles gekommen wäre! So aber war er in blinder Verliebtheit in die Falle gegangen, die ihm von seiner schlaunen Schwiegermutter gestellt worden war. Und dennoch war es ihm unmöglich, seine Gedanken von dem blaffen Mädchenantlitz zu lösen. Als ob sie bis in die Seele getroffen wäre, hatte Ellen ausgesehen. Eine Stimme begann sich in ihm zu regen, die ihm immer deutlicher zu ahnen, daß Ellen nicht zu verdammen sei. Was wußte sie davon, wie man um Männer über solche Dinge dachte? Und sie hatte tatsächlich den Versuch gemacht, mit ihm sprechen zu wollen. Seine Rücksicht, die nie weniger am Platze gewesen war, als in diesem Falle, hatte sie daran gehindert. Seine Härte war ihr gegenüber also mindestens übertrieben. Anders lag der Fall ihrem Vater gegenüber. Er wäre ihm unter allen Umständen Offenheit schuldig gewesen, das würde er ihm auch mit aller möglichsten Deutlichkeit sagen, und zwar so bald als möglich. Herrgott — da war ja nun die verhängnisvolle Reise! Wann sollte er denn diese Angelegenheit ordnen? Ungebuldig riß er den Brief des Justizars aus der Tasche, um ihn nochmals zu lesen.

„Mein lieber, junger Freund!“

Verzeihen Sie, wenn meine Antwort auf Ihren Brief sich etwas verzögert hat: Sie wissen, ich bin kein großer Briefschreiber vor dem Herrn. Und ich wollte Ihnen die erbetene Auskunft über Frau und Kind Radow gleich mittheilen. Etwas in Ihrer Frage schien darauf hinzudeuten, daß Ihnen viel daran lag und zwar, wenn ich Sie recht verstand, weniger an den pekuniären als an den übrigen Verhältnissen. Die ersteren sind, wie ich gleich voraussagen will, Ich nehme wohl nicht an, daß Ihr Interesse hauptsächlich der schönen Tochter galt. So kann ich nur hoffen, daß eine Warnung nicht schon zu spät kommt. Denn, was ich erfahren habe, ist so, daß ich nur raten kann: hüte Dich!“

Fräulein Radow hat einen oder zwei Winter hindurch eine große Rolle in der Berliner Gesellschaft gespielt, und es ist eigentlich erkrankt, daß Sie sie niemals getroffen haben. Sie galt für sehr kokett — nun, das wird einem ungewöhnlich schönen

Mädchen bald angehängt; da spielen Reiz und Mißgunst oft eine verhängnisvolle Rolle. Das brauchen Sie also nicht irre zu machen. Auch schließlich nicht der Umstand, daß sie mit dem jungen Heuschäcker verlobt war — Sie erinnern sich, dem Sohn des Bauherrn, der bei der Beibehaltung von Heinrichs sein gesamtes Vermögen verlor. Aber daß sie daraufhin die Verlobung löste, gerade in dem Augenblick, als alles um er dem Bedauernswerten zusammenbrach, wird allein schon ein entschieden schlechtes Licht auf den Charakter des Mädchens werfen haben. Er soll dann bei ihr gewesen sein und sie schließlich angefleht haben, ihn nicht zu verstoßen. Sie schien jedoch hart und ungerührt geblieben zu sein, so daß er wohl den Spieß umkehrte und ihr drohte. Wer weiß — vielleicht, gab es Enthüllungen, die sie fürchten mußte; etwas derart muß es wohl gewesen sein, denn als sie sich nicht mehr zu helfen wußte, hat sie sich vor seinen Augen aus dem Fenster gestürzt. Sie können sich denken, welch unliebsames Aussehen die Gesichte in Berlin machte, und daß man keinem Manne, mit dem man es gut meint, raten könnte, ein Mädchen, über das schon so viel geredet worden ist, der hiesigen Gesellschaft als seine Frau vorzustellen.

Fräulein Radow hatte übrigens nach ihrem romanischen Sprung aus dem Fenster einen vollkommenen Nervenzusammenbruch, von dem sie erst kürzlich genesen sein soll. Auch das gibt schließlich einem vorsichtigen Manne zu denken. . . .

Senfend faltete Achim Thorstein den Brief zusammen. Der Schluss betraf geschäftliche Mittheilungen, die an der Größe und Bedeutung der anderen Angelegenheit gemessen, klein und belanglos wurden. Er war in Berlin genügend erfahren, um zu wissen, was man auf dies „er soll“ — „sie scheint“ geben kann. Aber, wenn er auch alles strich — der Sprung aus dem Fenster blieb und ebenso die nachfolgende Nervenerkrankung. Diese beiden Tatsachen hätten ihm nach seinem Empfinden immer keinen Umstand verheimlicht werden dürfen. Leute wie Herr und Frau Radow, die die Welt kennen, mußten wissen, daß kein Mann wünschen konnte, sein Geschick dem eines Mädchens zu verbinden, das tage- oder wochenlang der Gegenstand eines Alarms gewesen ist, dessen Namen vielleicht durch die Zeitungen geschleift worden ist mit allen möglichen und unmöglichen Kommentaren!

Immer tiefer steigerte er sich hinein in selbstqualerische Phantasien, die ihm ausmalten, wie man in Berlin über seine Braut geurteilt haben mochte. Ein bitteres Lächeln kränzelte seine Lippen, als er an den übertriebenen Wert, den Frau Radow auf das Urteil der Leute legte, dachte. Sie würde wissen, warum!

Entschlossen hob er den Kopf. Nein, kein falsches Mitleid durfte ihn veranlassen zu einer Milde, die kein Mensch würde verstehen können. In seiner Stellung war es ganz ausgeschlossen, eine Frau heimzuführen, mit der er nicht frei und offen vor alle Welt treten konnte. Und das — sein Herz zog sich schmerzhaft zusammen — würde er mit Ellen nimmermehr können! . . .

Es war längst ganz dunkel geworden. Von der Straße herein fiel der Schein einzelner Laternen. Gigantisch zeichneten sich die Berge gegen den Himmel. Kein Mensch hatte das Zimmer betreten, durch das Achim Thorstein sich jetzt zur Tür tastete. Er wollte im Schlaf Vergessen suchen . . . Vielleicht fiel ihm bis morgen ein Ausweg ein.

Er würde an Schlafen wohl kaum gedacht haben, wenn er auch nur die leiseste Vorstellung davon gehabt hätte, wie sein Verhalten auf Ellen Radow gewirkt hatte. Mit schweren, müden Füßen war sie in ihre Stube geschlichen und hatte instinktiv den Riegel vorgeschoben. Es war, als hätten ihre Kräfte nur noch so weit gereicht, denn unmittelbar danach fiel sie zu Boden wie vom Sturm gefällt. Eine tiefe Ohnmacht hielt sie stundenlang umfassen, und sie erwachte erst, als an ihre Thür geklopft wurde. Sie war viel zu müde, um zu antworten, und ihre Mutter, die erwartet haben mochte, daß sie sich noch bei ihr für die Nacht verabschieden würde, schlen sich mit dem Gedanken zu beruhigen, daß sie bereits schlief. Denn das Klopfen wiederholte sich nicht; und Ellen hörte die Schritte sich wieder entfernen. Nach einer Weile, in der ihr ihr Unglück in seiner ganzen Größe zum Bewußtsein gekommen war, schleppte sich das unglückliche Mädchen zu dem Ruhebett am Fenster. Dort lag sie Stunde um Stunde. Der Mond kam herauf und ließ sein Silberlicht auf die schlafende Erde träufeln, ihren trägerischen Mantel von Frieden und Ruhe scheinbar damit verklärend. Mit bitterem Lächeln gestand sich Ellen, daß wohl wenige Mädchen ihres Alters und in ihren Verhältnissen so klar bis auf den Grund zu schauen vermöchten, wie sie, die Vielweiberin! Wie viele Herzen mochte es geben, die zur Stunde in Wahrheit in Frieden waren mit sich und der Welt? Ihre Gedanken schweiften, sie dachte zunächst kaum an sich selbst. Das Abernath des neuen Unglücks schien die Empfindung dafür in ihr abgegründet zu haben. Ganz klar vermochte sie es, sich ihren Bedrückungen hinzugeben. Nur tief innen, gleichsam unter

ihrem Bewußtsein verborgen, bohnte der Schmerz. Sie wußte, sie würde ihn tragen müssen. Auch die letzte Hoffnung, Achim könne zu einer anderen Verteilung der Angelegenheiten kommen, mußte schwinden angesichts der Erkenntnis, daß dies gar nicht in ihrem eigenen Wunsch liegen dürfte. Ihr tief gebenedigter Stolz verbot es ihr, zu wünschen, wo sie nur noch unter dem Verlust ihrer Selbstachtung hätte wünschen können. Wenn die Tage, in denen sie ihm so manchen Einblid in ihr Inneres gestattet hatte, ihm keine andere Meinung von ihr hatten beibringen können, was sollte ihr da der Rest, der nun noch blieb? Ihr war, als sei ihr Herz gestorben und hinge tot und kalt in ihrer Brust. Wie sollte sie das Leben ertragen?

Schaudernd schloß sie die Augen, um der Vorstellung dieses zweck- und ziellosen Daseins zu entfliehen. Fieberfahne schüttelten sie plötzlich. Der Gedanke an ihre Eltern, solange zurückgedrängt, ließ sich nicht mehr bannen. Ihr Kopf wühlte sich in die Kissen, als ob sie dadurch der Pein entrinnen könnte, daß sie sich vor ihr verbarg. Und endlich kamen die erlösenden Tränen. In wilden Fluten kamen sie unablässig — stundenlang. Ellen hätte hinterbekken mögen, sich auflösen in ihrem Raß, um allem Leid entrückt zu sein. Entsetzen bäumte sich in ihr auf, wenn sie sich ausmalte, daß sie Wochen wie die, die sie damals nach ihrer Entlobung hatte durchleben müssen, noch einmal sollte erleben müssen.

Als die kurze Sommernacht zu Ende ging, hatte sie kein Auge geschlossen. Ihre Eltern starrten sie erschrocken an, als sie sich zu sehr früher Stunde im Frühstückszimmer trafen. Sie war geisterhaft bleich, ihre Augenlider gerötet, und man hätte es ihr ohne Versicherung geglaubt, daß ihr nicht gut sei. Niemand wagte zu fragen. Stumm tranken sie ihren Kaffee und — warteten. Gerhard stand ein paarmal auf und ging hinaus, angeblich, um Anweisung wegen der Koffer zu geben. Endlich — es war nur noch eine Viertelstunde bis zum Abgang des Zuges — konnte er seine Unruhe nicht mehr meistern.

„Wo bleibt Achim?“ fragte er seine Schwester. Ellen stand vor dem Spiegel und band sich den Schleier um. So konnte sie selbst sehen, wie sie noch um einen Schein bleicher wurde.

„Ich weiß es nicht“, stammelte sie kaum hörbar.

„Ob ich ihn rufe?“

„Nein — o nein“, rief sie rasch und hielt ihn am Armel fest. Herr und Frau Randow traten unwillkürlich näher heran. „Er wird wohl nicht kommen. Ich glaube, er hat Heubach gesprochen“, sagte sie langsam und sah auf ihre Mutter. Eine unbewußte Anklage lag in ihrem Blick. Einen Augenblick stand die kleine Gruppe, wie vom Donner gerührt. Frau Randow war es, die sich zuerst sagte:

„Es ist höchste Zeit, sagte sie, „und wenn die Sache so liegt, dürfen wir auf keinen Fall den Zug versäumen. Das möchte hier ein niedliches Gekläsche geben.“

Ihr Mann sagte sie zornig am Arm. „Frau,“ fuhr er sie an, „wird denn ewig nur das Gerede der Leute für dich maßgebend sein?“

Im Sturmschritt eilten sie die kurze Strede zum Bahnhof, nicht ohne daß bald der eine, bald der andere sich vorsichtig umsah: Achim Thorstein mußte ja kommen! (Fortf. folgt.)

Schillers Jungfrau von Orleans

als Vorbild der nationalen Begeisterung in heutiger Zeit.

Skizze von Eugen Peterson. (Nachdruck verboten.)

Es war im Jahre 1800. Die Schlacht von Marengo war eben geschlagen (am 14. Juni) und eine neue Weltordnung kündigte sich an:

„Und das Band der Länder ist gehoben,
Und die alten Formen stürzen ein,
Nicht das Weltmeer hemmt des Krieges Toben,
Nicht der Rigott und der alte Rhein . . .
Und wie Brennus in der rohen Zeit
Legt der Franke seinen eh'nen Segen
In die Wage der Gerechtigkeit.“

Da, als das deutsche Vaterland in seinen Fugen trachte, unternahm es Schiller, seinem Volke auf den Brettern, die die Welt bedeuten, ein Bild der aufopfernden Liebe zum Vaterland vorzuführen; mahnen sollte es, festzuhalten an ihm mit ganzem Herzen, tröstlich ermahnen andererseits, nicht zu verzagen in der ärgsten Not, denn, wenn das letzte Schicksal naht, ist der Retter nicht fern! Um seine Mahnung so recht wichtig, gewaltig zu gestalten, entlehnte der Dichter dieses Bild gerade dem Volke, dessen siegreiche Waffen eben angingen, das alte deutsche Reich in Trümmer zu schlagen.

Und heute, nach über hundert Jahren seit jener Zeit, ist es wiederum das französische Volk im Verein mit Verbündeten, welches Deutschlands Erblühen und geistiges Wachsen mit scheelen

Augen ansieht und danach trachtet, wie ganz besonders auch England und Rußland, zu erniedrigen und zu teilen.

Wieder, wie damals konnten Schillers begeisterte Worte, die er der Jungfrau von Orleans, als Retterin ihrer Vaterlandes in den Mund legt, uns begeistern, wenn es in den heutigen schweren Zeiten einer Begeisterung bedurfte. Hat doch das deutsche Volk wohl noch nie in den letzten vierzig Jahren so einmütig einstimmig und zugestimmt allen berechtigten Forderungen zur Erhaltung und Größe des geliebten deutschen Vaterlandes.

Heute tritt uns die brennende Liebe des Mädchens von Domremy in ganz besonderem Lichte vor Augen und es ist deshalb nicht uninteressant, das Verdienst um nationale Begeisterung in diesem Bilde zu erwägen.

Die Begeisterung, die Schiller mit diesem Drama angefaßt hat, zeitigte weittragendste Folgerungen: Denn schon im Jahre 1813, als der Kampf um die nationale Unabhängigkeit begann, waren es deutsche Frauen, die den Bürgerinnen von Orleans des Jahres 1429 nicht nachstehen wollten. Sie opferten alles für die Rettung des Vaterlandes. Und so lange wurde gestritten um die heilige Sache, bis die Eindringlinge zurückgeworfen waren.

Die erste Anregung zu diesem Werk gab Schiller allerdings ein französisches Werk und zwar de l'Averdis Ausgabe von 28 Handschriften aus den Prozessen. Die geschichtlichen Werte, die seit Schiller in Frankreich erschienen sind, bilden wahrhafte Denkmäler für die „Jungfrau“. Das gründlichste ist die vollständige Sammlung aller bezüglichen Dokumente, welche Jules Guichard herausgegeben hat. Die begeisterte Erzählung hat Jules Michelet gegeben. Voltaires Gedicht „La pucelle“ hat die Geschichtsschreibung vollständig vernichtet, und was französische Dichter seitdem über das Thema geschrieben haben, ist ohne Bedeutung. Erwähnt sei nur ein Epos in zwölf Gesängen, betitelt: „Joan d'Arc on la de' livrence de la France“, das im Jahre 1857 ein Gymnasiallehrer zu Tontion im Departement Morbihan, namens Duvel, herausgegeben hat. Vierzig bis fünfzig Jahre seines Lebens hat derselbe diesem Epos, in dem u. a. eine farbenreiche Schilderung der Loire enthalten ist, gewidmet. So sehr man auch dem waderen Lehrer, der seine Mußstunden mit so idealem Streben ausgefüllt hat, Anerkennung zollen muß, so muß man doch bekennen, daß dieser Stoff in seiner einfachen, geschichtlichen Wahrheit poetischer als alles ist, was die Einbildungskraft erfinden kann.

Dies nur als Zwischenwort. Es dürfte jedoch von ganz besonderem Interesse sein, über die Jungfrau von Orleans und über die Teilnahme an dem Krieg, die der heutigen Begeisterung edler Jungfrauen gleicht, etwas zu erfahren. Sie ist am Dreikönigstag am 6. Jan. 1412 im Dorfe Domremy am linken Ufer der Maas und nicht in Lothringen, das ja damals zum Deutschen Reiche gehörte, geboren. Von ihrer Mutter Isabelle geb. Romée wurde sie still und fromm erzogen und war oft Zeuge, wie sich die Kinder des Dorfes für die Sache ihres Königs mit denen des nahen Dorfes Rothen schlügen, das zu Burgund, d. h. damals englischen Partei, hielt. Ihr Vater Jacques war Bauer. Da sie als Kind die Herde geweidet, kann aus ihren eigenen Aussagen nicht festgestellt werden. Sie soll nie das Vieh gehütet haben: weshalb der Beinamen Schäferin wohl nur als poetischer Schmuck angesehen werden kann. Wohl aber erklärt sie im Verhör zu Rouen, daß ihre Mutter sie nähen gelehrt habe und daß es in ganz Rouen wohl keine Frau gäbe, die sie hierin übertriffe. Lesen und Schreiben konnte sie nicht, religiösen Unterricht erhielt sie von ihrer Mutter, wurde jedoch ohne Frömmerei erzogen. Sie soll ein besonders warmes Herz für ihre Mitmenschen besessen haben, pflegte die Kranken und nahm sich der Armen an; die Tiere ließen ihr zu und die Vögel pflückten aus ihrer Hand.

Daß Legenden und Wunderfagen auf ihre Einbildungskraft eingewirkt haben, ist wohl anzunehmen; es ist z. B. möglich, daß der Gedanke an die heilige Ampel zu Reims sich früh ihr einprägte. So hat besonders eine alte Prophezeiung des Bauherren Merlin, daß durch eine Frau Frankreich zugrunde gegangen sei und durch eine Jungfrau wieder gerettet werde, auf sie einen großen Eindruck gemacht. Hierzu gesellten sich die Schrecken des Krieges. Arme Flüchtlinge kamen ins Dorf, Johanna gab ihnen ihr Bett und schlief auf dem Getreideboden. Einmal mußte auch sie mit Eltern und Nachbarn vor den Kriegshorden fliehen und zwar nach Neuchateau in den Vogesen. Als sie nach einigen Tagen heimkehrte, war das heimatische Dorf verwüstet, das Haus geplündert, die Kirche ausgebrannt. Sie empfand das Barbarische des Krieges, aber auch den Hohn, wenn man ihr vorwarf, es helfe ja doch nichts, daß sie so oft zur Kirche gehe. Eine träumerische Frömmigkeit berührte ihr Herz. Sie lauschte gern dem Geklänge der Gloden oder verweilte im Garten in stiller Andacht. Vielleicht hat sie unter den Figuren der nahen Kirche den Erzengel Michael gesehen, wie er den Drachen zertritt, vielleicht auch die heilige Margarethe, die den Teufel in Gestalt

eines Drachen erblickt und ihn mit dem Zeichen des Kreuzes in die Flucht schlägt und dann Männertracht anlegt.

Es sei ihr auch, so berichtet man, als sie zwölf Jahre alt geworden, der Erzengel Michael in einer Helle, angetan mit Flügeln und in der Gestalt eines braven, frommen Mannes erschienen, und dürfte dies die einzige bekannte physische Tatsache sein, auf die man sich stützen kann, wenn man eine natürliche Erklärung dieser wunderbaren Geschichte sucht. Jedenfalls hat Johanna die Schwäche des Weibes nicht gekannt; sie wuchs, wurde kräftig und schön, so daß der roheste Kriegermann sich vor ihr zuletzt ver- schämt neigte. Aber sie blieb ein Kind; das Seelenleben verzehrte in ihr das leibliche und hemmte dessen gemeine Regungen.

Ihr Geist reifte ebenfalls und immer deutlicher sprach zu ihr, als sie das Elend ihres Vaterlandes ansah, die Stimme: „Johanna, eile dem König von Frankreich zu Hilfe und du wirst ihm sein Königreich zurückgeben. Die heilige Katharina und die heilige Margarethe werden dir beistehen.“

Das Rätsel solcher Erscheinungen soll hier nicht näher beleuchtet werden. Genug, daß diese für Johanna entscheidend sein sollten.

Michellel sagt hierüber: „Sie schuf in der unendlichen Güte des sich aufopfernden weiblichen Herzens, sie schuf in aller Naivität und darum wurde ihre Schöpfung wirklich.“

Und nun begann in ihrem Innern ein fünfjähriger harter Kampf. Ihren traulichen Garten, die Nähe der heimischen Kirche, das liebege- wordene Geläute, die Mutter und alles, was ihr lieb geworden, sollte sie verlassen, der inneren Stimme folgend. Sie, die schon bei jedem lauten Wort errötete, sollte nun hinaus in das rohe Kriegstreiben unter die Männer und Soldaten. Und, was sie besonders schmerzte, ihrem Vater, einem

rechtschaffenen, durch die Arbeit gehärteten Mann, untreu werden?

Man versuchte, um sie von ihrem Vorhaben abzubringen, sie zu verheiraten. Ein junger Mann aus dem Dorfe brachte vor, sie habe ihm schon früher die Ehe versprochen. Sie verteidigte sich vor Gericht und behielt recht.

Um ihr Ziel zu erreichen, überzeugte sie ihren Oheim, einen Bruder ihrer Mutter. Dieser gab vor, eine Hilfe zu benötigen und nahm sie mit sich. Die Eltern gaben es zu, nichts wissend von ihrem festen Entschluß, forthin nur ihrem Vaterland zu dienen. „Und hätte ich hundert Väter und hundert Mütter gehabt, und wäre ich Königstochter gewesen, da es Gott gebot, mußte ich fort“, hat sie zu Rouen vor Gericht gesagt. Sie erklärte

auf die Frage des Richters, wer denn ihr Herr sei, auf dessen Stimme hin sie dies tun zu müssen glaube, „Gott ist es.“ So sehr war sie von ihrer göttlichen Mission überzeugt.

Dieses fromme Vertrauen, ihre so rührend gläubige Hingabe bewegte das Volk zur Begeisterung.

Sie zog mit obrigkeitlicher Erlaubnis mit zwei Begleitern, die ihr gestellt waren, am 20. Februar 1429 mitten in das von Kriegsbanden unsicher gemachte Land hinein, aber begleitet von den Gebeten und Segenswünschen des Volkes, nachdem sie vorher noch ihre Eltern brieflich um Verzeihung gebeten hatte.

Sie wollte jetzt ganz ihrem Vaterlande, ihrem Volk gehören.

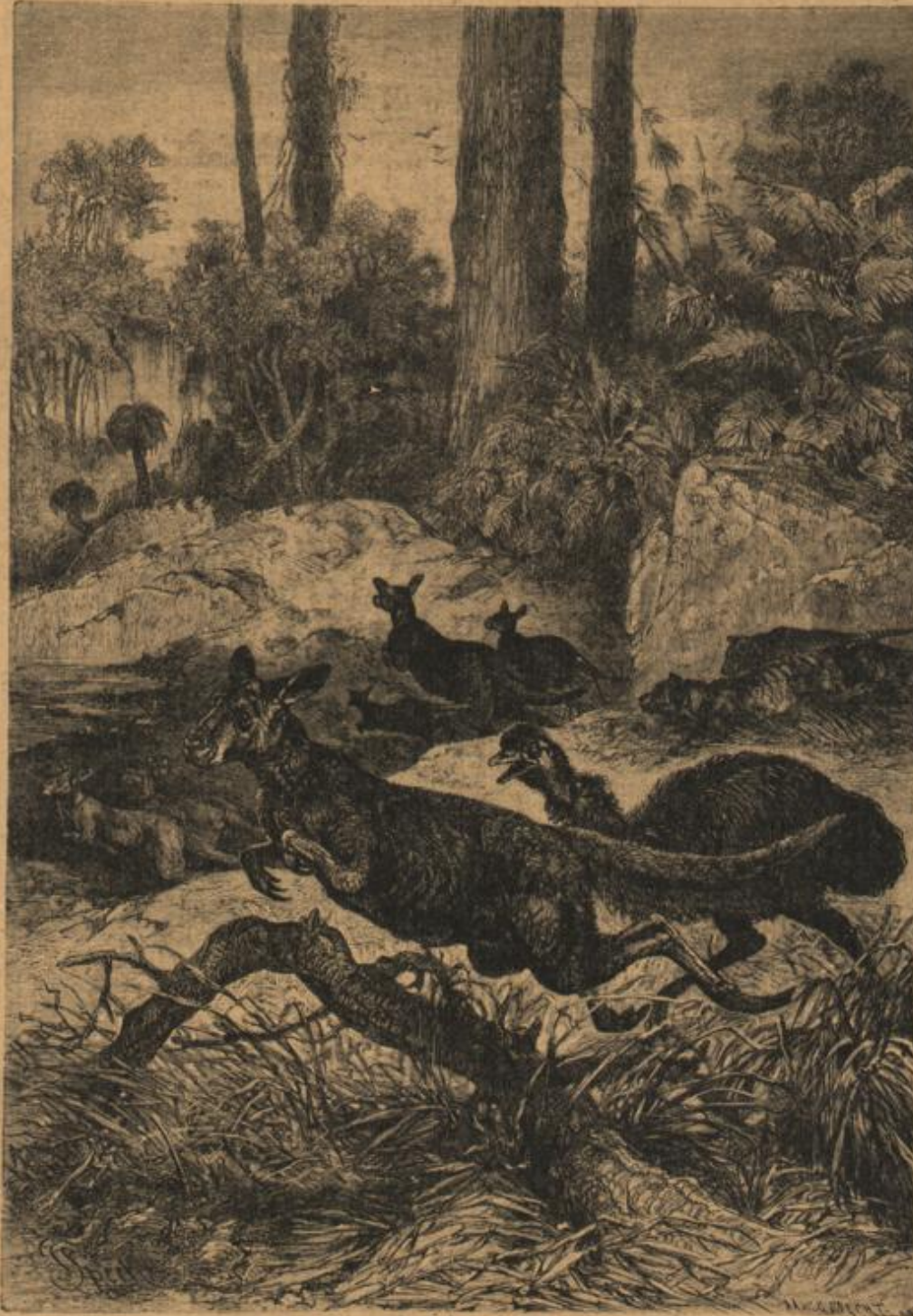
Von jetzt ab trug sie nur männliche Kleidung; das eng- anschließende Gewand war der äußere Schutz ihrer Weiblichkeit. Überall bewahrte sie kindliche Reinheit. Bei Orléans ging sie über die Loire. Am 6. März 1429 kam sie in Chinon an. Hier hielt der König Hof. Man zögerte zwei Tage, bis man sie empfing. Der König fürchtete, sich durch Empfang des Mädchens lächerlich zu machen. Seine Lage war verzweifelt, er schien ganz verloren. Sollte er der göttlichen Sendung dieses Mädchens trauen? Wenn sie etwa mit bösen Mächten im Bunde stände?

Der Erzbischof von Reims, Kanzler des Reiches, sah jedoch den Empfang nicht gern; dafür stimmten aber die Königin, deren Mutter und der Herzog von Alençon, der eben aus der Gefangenschaft befreit, Eile hatte, sein von den Engländern besetztes Herzogtum zurückzugewinnen.

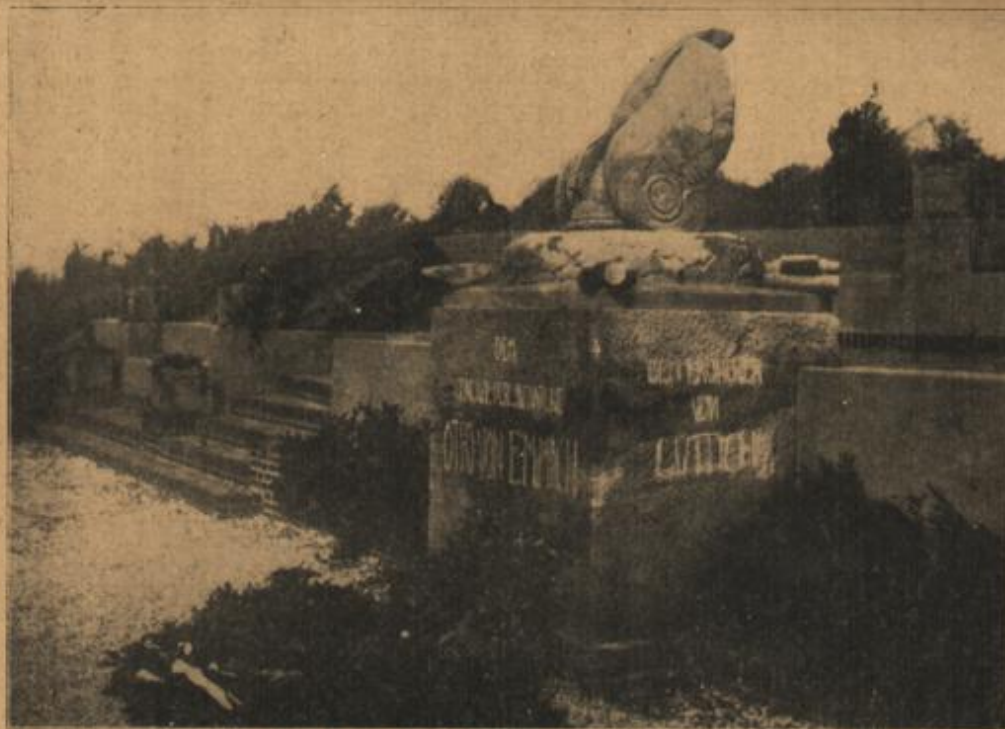
Am 9. März wurde Johanna vom König empfangen und zwar mit großem Prunk. Sollte man sie etwa außer Fassung bringen? Es war abends; fünfzig Fackeln erleuchteten den Saal, alle Herren und Ritter waren versammelt, jeder war neugierig,

das Wunder zu sehen. Sie trat ein, ein noch nicht achtzehnjähriges schönes Mädchen; bescheiden war ihr Auftreten vor der glänzenden Menge. Auf den ersten Blick erkannte sie den König aus den vornehmen Herren, unter die er sich absichtlich begeben hatte, und obgleich er anfangs leugnete, daß er der König sei, umfaßte Johanna sein Knie und sprach: „Edler Dauphin, mein Name ist Johanna, die Jungfrau; der König der Himmel tut Euch kund durch mich, daß Ihr in der Stadt Reims gesalbt und gekrönt werden sollt, und daß Ihr der Statthalter des Königs der Himmel, der da ist der König von Frankreich, sein werdet.“

Der König nahm sie beiseite. Hier hatte sie das Geheimnis seines Herzens erforscht und ihn über die Rechtmäßigkeit seiner



Am australischen „Busch“. (Mit Text.)



Gedenkstein für General Emmich auf Vorkum. Berl. Ill.-Ges. m. b. H. (Mit Text.)

Geburt beruhigt. „Von meinem Herrn sage ich dir, daß du der wahre Erbe Frankreichs und Sohn des Königs bist.“

Einige Verwirrung entstand. Man wurde abergläubisch, man traute den Worten der Jungfrau nicht ganz. Die Geinlichkeit, Professoren der Theologie sollten entscheiden. Mit aller Einfachheit und einer Größe, die alle ergriff, erzählte Johanna ihre Geschichte. Da fragte sie ein Dominikaner: „Wenn Gott Frankreich erretten will, braucht er doch keine Kriegerleute.“ — Ruhig und ohne alle Verwirrung antwortete sie: „Mein Gott, die Kriegerleute werden sich schlagen und Gott wird den Sieg verleihen.“

Alle Gelehrsamkeit ward zu nichts an dieser gotterfüllten Einsicht. Sagt doch der Dichter der Jungfrau von Orleans selbst: „Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einsicht ein kindlich Gemüt.“

Alle Gelehrsamkeit ward zu nichts an dieser gotterfüllten Einsicht. Sagt doch der Dichter der Jungfrau von Orleans selbst: „Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einsicht ein kindlich Gemüt.“

fertigen ließ und von dem ihr bekannten Maler Poulvoir auf der einen Seite Lilien, auf der andern Seite Gott malen ließ, wie er auf einem Regenbogen mitten in den Wolken sitzt und die Welt hält, vor ihm zwei Engel, von denen der eine ihm eine Lilie entgegenhält, darunter die Worte „Jesus Maria“. — Eine Nachbildung dieser Fahne wird alljährlich in Orleans zum Feste der Jungfrau getragen.

Jetzt galt es nur noch, das Heer zu reinigen. Die Soldaten waren in dem langen Krieg verwildert. Die Kriegerleute fluchten, die Jungfrau verbot es und verlangte, daß sie beichteten. Die wilden Tiere wurden zahm wie Lämmer und gehorchten. Dann ließ sie in dem lachenden Gelände des Poiretals unter dem milden Himmel der Touraine einen Altar aufstellen und nahm mit den Kriegshauptleuten das heilige Abendmahl. Wie gut wäre es, wenn in dem heutigen Völkertoben die Franzosen und wohl auch ihre

geteilt, was ja zum größten Teile auch bekannt ist, daß, weil auch die Schwiegermutter des Königs, die Königin von Sizilien kund tat, daß sie an die Reinheit der Jungfrau glaube und an die göttliche Sendung, diese ausgerüstet wurde und von Chinon nach Tours zog, woselbst sie sich eine Fahne von weißem Leinen an-



Bürgermeister Dr. Schwander, Straßburg i. E., Leiter des neuen Reichswirtschaftsrats.



Prinz Friedrich Sigismund von Preußen. (Mit Text.)

Wie überall, so siegte auch hier die Stimme des Volkes. Frauen und Mädchen besuchten sie, und alle vergossen Tränen, wenn sie mit ihr gesprochen hatten und riefen aus: „Des Mädchens ist von Gott gesandt!“

Ja sie setzte es sogar durch, daß sie durch einen Schriftgelehrten nach England schreiben lassen durfte und die Engländer auffordern, von Gottes wegen in ihr Land zurückzukehren.

Es würde zu weit führen, weitere Einzelheiten hier anzuführen: der Raum gestattet es nicht. Nur so viel sei hier mit-



Aus dem Westen: Pioniere beim Hürdenbau. Berl. Ill.-Gesellschaft m. b. H.

Bundesgenossen dem Beispiel der Jungfrau und dem deutschen Helden folgen würden. Hätte Frankreich heute noch religiösen Sinn, vielleicht wäre es im H're besser bestellt.

Durch diese sittliche Zucht, die die Jungfrau den Soldaten beigebracht, wurde das Heer mit Kraft und Zuversicht erfüllt und wieder siegesfähig gemacht.

Wie es nun weiter ging und Johanna ihr Mission erfüllte, ist bekannt, obwohl noch manche Schärferungen von Interesse wären.

Es sollte nur gesagt werden, daß gerade in diesen Tagen es sich wieder zeigt, wieviel wir unsern großen Dichter zu danken haben, der es so herrlich verstanden hat, wahre Begeisterung für alles Große, Edle und Schöne im Volk zu wecken, und wie ein jeder Gedanktag aus seinem Leben und zu neuer Verehrung für ihn anspornt, wie aber andererseits gerade dieses Wort Jung und alt so recht mahnt, zu unwandelbarer Treue und Liebe zum Vaterland, zum tatkräftigen Einsehen der ganzen Kraft für des deutschen Volkes Wohl. Das Jeanne d'Arc für das französische Volk seinerzeit getan, mag ein leuchtendes Vorbild in diesen Tagen und sein.

Nun, die deutschen Frauen und Jungfrauen zeigen sich ja als ganze Persönlichkeiten in diesen schweren Tagen. Und wenn sie auch kein scharfes metallnes Schwert führen und damit vorgehen und Truppen aneignen zum Kampfe für Wahrheit und gerechte Interessen ihres geliebten Vaterlandes. Sie schaffen im Hause und regen die Hände ohne Ende, bis oft in die Nacht hinein, sie stricken und nähen, sie pflegen, wo sie nur können und nähren auch so in so sinniger Art dem Vaterlande und den braven Kriegern draußen auf dem Schlachtfeld.

Ein Mädchenschicksal.

Von Paul Blüth.

(Nachdruck verboten.)

Fräulein Lina Schwigs Bedachthale wurde geschlossen. Die zehn kleinen Mädchen liefen jubelnd nach Hause. Und die Inhaberin und einzige Lehrerin des kleinen Instituts war allein. Sie öffnete alle Fensterflügel, daß die lachende Sonne in breiten Bogen hereinstrahlte, dann nahm sie ihre paar Lehrbücher und ging hinaus in den Garten, wo die alte Hanne, ihre treue Magd, bereits den kleinen Kaffeetisch gedeckt hatte.

Es war ein wunderherrlicher Tag. Der kleine Garten stand noch in üppiger Blüte und süßer Däse war die Luft voll.

Ermüdet und abgespannt ließ sich das Fräulein in dem Korbsstuhl nieder und gab sich der wohlverdienten Ruhe und Erholung hin; wie träumend schloß sie einen Augenblick die Augen.

Und ein lauer Windhauch kam und wehte ihr Kühlung zu, und spielte schmeichelnd und kosend mit den blonden Locken, und ganze Bogen schwerer Däse wehte er heran, denn die Rosen standen noch in der Blüte.

Ein Lächeln flog über ihr jugendliches Gesicht, ein süßes, glückselig zufriedenes Lächeln, und leise, fast hauchend, flüsterte sie: „Noch sind ja die Tage der Rosen.“

Da kam die alte Hanne und brachte den Kaffee.

„Fräuleinchen“, begann sie, „der Herr Amtmann war da, er wollte um halb fünf wiederkommen.“

Das Fräulein fuhr leicht zusammen, aber sie beherrschte sich und meinte dann leichthin: „Es ist gut, Hanne; wenn der Herr Amtmann kommt, dann führe ihn hierher, er wird wohl das Schulgeld für sein Mariächen bringen wollen.“

Die alte Hanne nickte nur, aber ganz heimlich lächelte sie doch, — sie wußte, weshalb der Herr Amtmann so oft kam.

Als das Fräulein wieder allein war, fand sie auf und ging hin und her, um ihre Ruhe wiederzufinden.

Fast hörbar laut klopfte ihr Herz. Sie ahnte, was der Amtmann heute wollte. Längst hatte sie es ja gemerkt, daß sie ihm nicht gleichgültig war. Seine vielen Besuche, für die er immer einen neuen Vorwand erdacht hatte, seine vielen, kleinen Aufmerksamkeiten und Artigkeiten, — o, sie wußte genau, was er von ihr nun wollte, denn gestern schon hatte er Andenken an sie gebracht.

Ganz ruhig überlegte sie nun —

Er war dreißendvierzig Jahre. Seine Verhältnisse waren glänzend. Aus der ersten Ehe war nur ein Kind, ihre Schülerin Mariächen. Er war ein stattlicher Mann, gutberzig und gebildet, und er liebte sie. Das alles wußte sie. Er war eine sogenannte glänzende Partie für sie, das arme Lehrfräulein, die allein und verwaist dastand. Tausende beneideten sie um das Glück. Und dennoch kramte sie ihr Herz zusammen, wenn sie da an dachte, daß sie keine Frau werden sollte. Sie liebte einen andern, aber dieser war drei Jahre jünger als sie, und er schien es noch immer nicht zu merken, wie innig sie ihn liebte.

Wieder schloß sie die Augen und träumte ein paar seltsame Minuten von ihrer Liebe — und wieder kam der laue Windhauch und wehte ihr Däse, süß und schwer, entgegen — und wieder flüsterte sie leise: „Noch ist die blühende Zeit!“

Da hörte sie die Gartentür knarren. Schnell richtete sie sich auf. Er kam. Jetzt galt es, stark zu sein.

Lauspaus und tief grüßend kam er näher.

„Und ich höre Sie auch nicht, liebes Fräulein?“

„Gewiß nicht, Herr Amtmann. Vielleicht trinken Sie noch eine Tasse Kaffee mit mir?“

„O, Sie sind sehr liebenswürdig, Fräulein.“

Sie nahmen sich gegenüber Platz. Die Hanne brachte noch eine Tasse, dann redeten sie ein paar Sätze über gleichgültige Dinge. Jeder wollte vor dem andern seine Erregtheit verbergen. Und dann trat plötzlich eine Pause ein, sekundenlang und schwül.

Jetzt, jetzt! dachte sie nur, jetzt würde er sprechen.

Und richtig, jetzt begann er, in kurzen Sätzen, zögernd, fast flüsternd.

„Liebes Fräulein, ich kann keine schönen Worte drehen — Sie selbst werden ja längst gemerkt haben, was Sie mir sind — na, und jetzt bitte ich Sie herzlich, werden Sie meine Frau.“

Barbarübergossen sah sie da und schwieg. Das Blut jagte nur so durch ihre Adern. Gern hätte sie gesprochen, aber die Kehle war ihr wie zugeschnitten, rot und verlegen wie ein Badfisch sah sie da.

Dann begann er wieder und diesmal schon mit mehr Sicherheit: „Sehen Sie, liebes Fräulein, ich weiß ja, daß ich Ihnen das himmelhohe Glück der künftigen Jugend nicht mehr bringen kann, ich weiß ja auch, daß ich ein alter Egoist bin und nur an mich zuerst denke, aber glauben Sie mir, Fräulein Lina, ich werde Ihnen das Leben so leicht und angenehm machen, daß Sie doch glücklich werden, und ich will ja nur ein wenig von Ihnen geliebt werden, nur ein bißchen Sonnenschein sollen Sie in mein einsames Leben bringen.“ Bittend sah er sie an.

Und jetzt fand sie Worte.

„Lieber Herr Amtmann, — ich weiß nicht, wo ich Ihnen sagen soll, daß alles kommt so plötzlich, so unvorhergesehen über mich.“

„Aber liebes Fräulein“, sprach er bestürzt da, wischen, „Sie haben nie gemerkt, wie lieb ich Sie geworden habe?“

Nun schämte sie sich ihrer Kollage. Er war da wieder rot und die Verlegenheit nahm zu. Endlich aber raffte sie sich auf, gab ihm die Hand und sagte mit zitternder Stimme:

„Ich bitte Sie, lieber Herr Amtmann, lassen Sie mir Zeit, ein paar Stunden, einen Tag, ich bitte Sie darum!“

Sie schwieg nicht er nur. Dann mit einem verlegenen Lächeln antwortete er: „Ich werde warten, bis Sie mich rufen, Fräulein Lina.“ Dann ging er grüßend fort.

Als sie allein war, atmete sie auf, wie befreit. Nun war es vorüber. Im Grunde tat er ihr leid. Aber wenn schon sie ihn auch gern leiden mochte und ihn hochschätzte, sein Will werden konnte sie nicht! Denn Liebe empfand sie nicht für ihn.

Jetzt war sie wieder ganz frei. Sie lachte offensichtlich laut auf, nur um sich lachen zu hören. Und dann freute sie sich über ihr lustiges Däse. Sie sang und sang immerzu. Und die lauen Winde wehten wiederum endlose Bogen süßer Däse heran und wiederum sang sie — diesmal aber laut und fröhlich: — „Noch ist ja die blühende Zeit!“

Um sechs Uhr kam ihr Freund, der Procurist Walter. Wie immer brachte er auch heute einen Strauß duftender Rosen mit. Lachend sprach ihm das Fräulein entgegen: „Etwas Neues habe ich für Sie, Herr Walter!“ rief sie.

Erstarrt kam er näher und sah sie fragend an.

„Können Sie einmal!“

„Ja, das ist nicht so leicht, liebes Fräulein.“

„Sie werden mich verlieren“, rief sie scherzend

„Fräulein Lina —“

Abernützig lachend sprach sie weiter: „Ja, ja, ich habe einen Antrag bekommen, eine glänzende Partie!“ „Was sagen Sie jetzt?“ In atemloser Spannung beobachtete sie die Wirkung ihrer Worte.

Er aber fand da, kumm und bleich, und sah sie fragend an.

Endlich fragte er: „Und haben Sie Ja gesagt?“

„Nein“, sagte sie nur, aber und über erröthend.

„Ach, ich danke Ihnen, Fräulein Lina!“ rief er da jubelnd aus, reichte ihr beide Hände hin und sah sie mit lebendigen Augen an.

Zitternd fragte sie: „Und ich sollte Nein sagen?“

Er nickte nur, aber zugleich auch riß er sie an sich, nahm ihren bebenden Körper in seine Arme und küßte sie auf Mund und Augen mit wilden, glühenden Küßen.

Und glücklich lag sie in seinen Armen und vergaß alles, alles ringsum — nur den Duft der blühenden Rosen empfand sie noch immer wohnig und wohl. Sie waren verlobt, süßschmeckend.

Am nächsten Tage schrieb sie dem Amtmann einen lieben, zartfühlend gehaltenen Brief, und damit war der Gedanke an den lieben Herrn für immer vergessen.

Eine wundervolle Zeit begann. Jeden Tag kamen die Liebenden zusammen. Und mit jedem Tage wurden Pläne für die Zukunft gemacht.

Er beschloß, daß sie nach der Hauptstadt ziehen wollten, dort sei ihm eine Stelle angeboten, die ihm ein doppelt so hohes Einkommen brachte, als er es hier bezog. Und zwar wollte er sogleich dahin übersiedeln, damit er sich einleben könne in seine neue Stellung, um dann, wenn er firm sei, sie nachkommen zu lassen. Dann sollte Hochzeit gefeiert werden.

Natürlich war sie einverstanden. Sie liebte ihn mit so ganzer Hingebung, daß sie in alles einwilligte, was er ihr vorschlug.

So zog er eines Tages fort nach der Hauptstadt. Und sie blieb allein.

Trübe Tage begannen nun. Anfangs zwar kam regelnäßig jeden dritten Tag ein Brief für sie. Und alle Briefe waren mit warmen Liebesworten geschrieben. Dennoch aber merkte sie, daß die neue Stellung ihm gar nicht behagte. Er fühlte sich nicht nur nicht wohl, sondern er war einfach enttäuscht. Man hatte ihm Hoffnungen gemacht, die nie erfüllt werden konnten.

Eines Tages gab er die Stellung auf, da er die endlosen Schikanen des Chefs nicht länger mehr ertragen konnte. Und nun mußte er eine Stellung annehmen, die ihm noch weniger Einkommen bot, als er es früher in der kleinen Stadt hatte, nur um sein Dasein zu fristen.

An eine Heirat war somit vorerst nicht zu denken.

Sie war betrübt, aber sie ertrug auch das, denn ihre Liebe ließ gar keinen Zweifel an seinem Worte aufkommen.

Und dann wurden seine Briefe immer seltener. Er habe so viel zu tun, er sei todmatt, wann er heimkomme, und viele andere Ausreden fand er.

So verging ein Jahr.

Seine Nachrichten wurden immer spärlicher, oft kam wochenlang kein Brief. Längst war das Junge, Liebevoller einem kühlen, geschäftsmäßigen Tone gewichen, oft auch wurden kurze, herbe Worte geschrieben, Klagen über Zwang und Fessel und verstaubte Schasucht nach der verlorenen Freiheit.

Ohne Klage laut, mit Resignation, ertrug sie alles. Längst hatte sie gefühlt, daß er ihr verloren war. Nun fühlte sie erst, daß sie zu alt für ihn war.

Und dann eines Tages kam der Brief, in dem er sie bat, ihm sein Wort zurückzugeben, er könne ihr Schicksal nicht an das seine fesseln, da er sei nicht in stande, ihr eine sorgenlose, gesicherte Zukunft zu bieten.

Da gab sie ihm frei; mit liebevollen Worten nahm sie Abschied von ihm, dankte ihm für alles Gute und für all die Liebe, die er ihr geschenkt hatte, und wünschte ihm Glück für die Zukunft; nicht ein Wort der Anklage oder einen Vorwurf hatte sie für ihn, sie selbst nahm alle Schuld auf sich.

Als aber der Brief fort war, da sank sie zusammen und weinte, und schluchzte und versank in dumpfes, stundenlanges Weinen, — sie hatte ihre Jugend, ihre Hoffnung, ihr Glück, ihr alles begraben.

Stille, trübe Tage begannen jetzt für sie. Doch niemals kam ein Wort der Klage über ihre Lippen. Tapfer ertrug sie ihr selbstgewähltes Los. Ihr einziger Trost war ihre Arbeit. Ihren kleinen Schülern war sie nicht nur Lehrerin, sie wurde ihnen eine liebe, mütterliche Freundin.

Da erkrankte eines Tages das kleine Mariechen, des Herrn Amtmanns Tochter.

Der Vater war untröstlich. Er tat, was er konnte, seinen Liebling zu retten. Auch eine barmherzige Schwester sollte kommen, die Kleine zu pflegen.

Mariechen aber, an die liebevolle Fürsorge Fräulein Lina gewöhnt, wollte nur diese um sich haben.

Und so kam das Fräulein in das Haus des Herrn Amtmanns.

Lange, schwere Wochen vergingen. Der Vater und das Fräulein durchwachten manche furchtbare Nacht am Lager der kleinen Schwerkranken.

Als aber die ersten jungen Lenzessonnenstrahlen kamen, war Mariechen gerettet.

In dieser Zeit der Angst und Sorge war auch das Fräulein dem Amtmann näher gekommen, und als er jetzt noch einmal seine Werbung wiederholte, da sagte sie nicht mehr nein, sondern wurde sein Weib und der Kleinen eine treue, fürsorgende Mutter.

Maurus Jotai im Vorzimmer seines Kaisers.

Maurus Jotai hatte, als er bereits auf der Höhe seines Ruhmes stand, einmal Anlaß, eine Audienz bei seinem kaiserlichen Herrn, Franz Joseph, nachzusuchen. Er begab sich in die Hofburg und teilte dem Hofbeamten, der die „Anschamblierenden“ einzuführen hatte, seinen Wunsch mit.

Der Beamte, ein weißköpfiger, würdiger Mann, war nun aber Bureaukrat vom Scheitel bis zur Sohle. Der schriftliche Privatmann ohne Uniform und Ehrenabzeichen, der sich da an ihn wendete, imponierte ihm nicht im allermindesten.

„Wie heißen Sie?“ fragte er ihn.

„Maurus Jotai.“

Ungarns gefeierter Romanist, Dichter und Dramatiker war eine unbekannte Größe für den Hofmann. „Was ist Ihre Beschäftigung?“ setzte er sein Verhör fort.

„Ich habe einige Bücher geschrieben“, lautete die bescheidene Antwort des Dichters.

„Sonst nichts? — Sind Sie von Adel?“

„Nein.“

„Bekennen Sie vielleicht ein offenes Amt?“

„Nein.“

„Ja, aber woraufhin kommen Sie dann um eine Audienz bei Seiner Majestät ein?“

Jotai zerbrach sich den Kopf darüber, ob er nicht etwas geleistet habe, was er zu seinen Gunsten anführen könnte. „Ich bin Reichstagsabgeordneter“, sagte er zögernd.

„Ah! Sonst noch etwas?“

„Ich bin Mitglied der Akademie.“

„So, so!“ Des Mannes Gesicht hellte sich auf. So ganz unbedeutend war der Audienzbegehrende doch nicht. „Haben Sie nicht irgend einen Orden?“ fragte er weiter.

„Ich besitze den Stephansorden.“

Dieser Orden ist der höchste, den der Kaiser von Österreich einem Manne von nicht gerade königlichem Geblüt verleiht.

Die Weise des Beamten nahm etwas durchaus Leutseliges an. Immerhin regte sich bei dem eingefärbten Bureauisten das Mißtrauen, das ihm zur zweiten Natur geworden war. Der Mann da vor ihm trug ja den Orden nicht; wer stand ihm dafür, daß er ihm nicht etwas vorfunkelte?

„Ich will Ihnen etwas sagen, aber Herr“, erklärte er, „legen Sie morgen Ihre Dekoration an und kommen Sie wieder hierher. Ich will dann sehen, was ich für Sie tun kann.“

Jotai ging und kam vierundzwanzig Stunden später mit ausgefülltem Knopfloch wieder in die Hofburg. Da wurde ihm die erbetene Audienz gewährt.

Glava Döhrhoff.

Regierbild.



Wo ist denn der Regierende?

Ein Gleichnis.

Nach gekerkert hing im Eichenbaum
Ein golden-grüner Spätherbststraum,
Den Gipfel und manch schlanken Ast
Bog nieder bunte Blätterlast.

Als dann die Sonne sterben ging,
Ihr Farnkrautlicht den Baum umring,
Dann kam die Nacht mit Nebelgrau
Und legte Reis auf Fied und Au,
Und freiste mit dem Silberhaum
An Hecken hin, ob Strauch und Baum.

Und leise, leise erdenwärts,
Ziel Vögel und Lindenherz,
Auch meiner Eiche Blätterpracht
Sank erdenwärts in dieser Nacht.
So heimlich schleicht das Schicksal auch
Mit Eiseneis und Nebelhauch:
Es raubt mit seiner hehren Hand
Auch, was das Herz am schönsten fand.
Was lieb und licht des Leben macht,
Sinkt erdenwärts in einer Nacht.

Johannes M. Penlon.

Unsere Bilder

Zu australischen „Bush“. Die Hanna Australiens ist außerordentlich reich an eigentümlichen, merkwürdigen Formen, welche ihr ein so charakteristisches Gepräge geben, daß man Auktionen und die australische

Inselwelt als eine besondere tiergeographische Region betrachtet. Auffallend ist der Mangel an Säugetieren überhaupt; dagegen finden sich unter diesen eine Anzahl Tiere, welche nur in Australien vorkommen, die Kloakentiere (Schnabeltier, Ameisenigel) und die Beuteltiere. Von letzteren findet sich freilich eine einzige Familie außerhalb der australischen Region, nämlich die in Amerika heimischen Beuteltaschen. Im übrigen aber sind diese merkwürdigen Tiere auf Australien beschränkt. Das größte Beuteltier, überhaupt das größte Säugetier Australiens, ist das auf unserem Bild dargestellte Känguruh (*Macropus major*), das Manneshöhe erreicht und dessen Gewicht oft gegen zwei Zentner beträgt. Die Gestalt des Tieres mit den ungeheuer starken, übermäßig entwickelten Hinterbeinen, gegen welche die Vorderbeine fast verkümmert erscheinen, und mit dem mächtigen Schwanz erscheint fast abenteuerlich und ebenso sonderbar ist die durch dieselbe bedingte Bewegungsweise. Die Tiere hüpfen auf den Hinterbeinen mit einer ungeheuren Kraft und Geschwindigkeit und machen auf der Flucht oft Sätze bis zu zehn Meter Breite und drei Meter Höhe; nur ein ganz ausgezeichneter Jagdhund vermag ein Känguruh einzuholen. Der starke Schwanz dient beim Springen als Balancierstange, beim Stehen als Stütze. Die Tiere sind von hoher Anglichkeit, aber sind sie einmal in die Enge getrieben, so wehren sie sich verzweifelt und dann sind die mit starken Klauen bewehrten, ungemein muskelkräftigen Hinterbeine eine sehr gefährliche Waffe. Von den übrigen Känguruharten kommen am häufigsten das Wallaby, die Känguruhratte, und das Felsenkänguruh vor. — Auch aus der Vogelwelt Australiens führt uns unter Bild einen merkwürdigen und zugleich den mächtigsten Vertreter vor: den Emu oder Kagu (Dromaeus Novae Hollandae). Dieser Riesenvogel erreicht eine Höhe von 2 1/2 Meter; seine borstenartigen Federn sind ein Mittelglied zwischen Federn und Haaren; fliegen kann der neuholländische Strauß nicht, doch läuft er so schnell, daß man flüchtiger Hunde bedarf, um ihn einzuholen. Die Emus sind Steppentiere und kommen in zwei Arten, den gewöhnlichen und den gestreckten oder richtiger gebänderten, welche schlanker und hochbeiniger sind, vor. Durch die Verfolgungen der eingewanderten weißen Menschenrasse ist leider der Bestand der Tiere sehr reduziert. Ihre Lebensweise im freien Zustande ist noch nicht genau bekannt, da sie jetzt so sehr nach dem unzugänglichen Innern Australiens zurückgewichen sind, daß ihre Beobachtung durch Reisende überaus erschwert ist. Dagegen haben sich die Tiere in den europäischen Tiergärten vollständig eingebürgert und halten sich überraschend gut, ja pflanzen sich in den meisten Gärten fort.

Ein Gedenkstein für General von Emmich auf Vortum wurde kürzlich eingeweiht. Der Gedenkstein, den Wappen und ein altermanischer Helm trönend, ist ein Werk des Weimarer Bildhauers Jauch.

Prinz Friedrich Sigismund von Preußen, Sohn des Generalobersten Prinz Friedrich Leopold, zeichnete sich bei der Eroberung des Brückenkopfs von Jolobstadt als Krieger besonders aus. Vor dem Kriege stand er gleich seinem im Luftkampf gefallenen Bruder Friedrich Karl als Rittmeister im 2. Leibhularenregiment in Danzig-Langfuhr; seit April 1916 ist der Prinz mit der Prinzessin Marie Luise zu Schaumburg-Lippe vermählt.

Küchichtovoll. Madame: „Ich bin sprachlos, was haben Sie da Ihrem Bräutigam alles aufgetischt?“ — Adelin: „Nur das Geflügel und den Wein, gnädige Frau, das Brot hat er sich natürlich selbst mitgebracht!“

Aus dem „Lehrbuch der Geographie nach der alten, mittlern und neuen Zeit für die fortgehende und geübte Jugend“ von Hieronymus Freyer, das im Jahre 1733 in Halle erschien, wird die nachfolgende Stelle dem heutigen Leser vielleicht ein leichtes Lächeln abgewinnen: „Das Erdreich ist entweder befant, oder noch unbekant. Was davon befant ist, bestehet aus vier Haupttheilen: als da ist 1) Europa, unter allen zwar das kleinste, jedoch am besten cultivirt und angebauet, und also das wichtigste, gegen Witternacht zu; 2) Asia, das größte, gegen Morgen; 3) Africa, das wärmste, gegen Mittag; 4) America, das reichste, gegen Abend. Die unbekannten Länder aber sind vornehmlich um die beyden Erdpole gelegen, als wohin man wegen der großen Kälte nicht kommen kann.“ P. S.

Vom König Ludwig I. von Bayern erzählt eine wenig bekannte Anekdote folgendes: Bald nach seiner Thronbesteigung stand der König eines Tages — es war kurz vor dem Osterfeste — am Fenster und schaute in den inneren Schlosshof, wo die Auffahrt einiger Wagen seine Aufmerksamkeit erregte. Die Gespanne folgten einander ziemlich dicht und bogen sämtlich in den Gang, der zur Waschküche des Residenzschlosses führte. Als nach einiger Zeit der Zug der Wagen noch immer nicht aufhörte, ließ der König den Schlossverwalter rufen und fragte ihn nach dem Zweck des Fahrens. Er erfuhr nun, daß die Wagen die Wäsche einiger Hofbeamten brachten, die in der Hofwaschküche unentgeltlich gewaschen würde, wie dies mit Erlaubnis des hochseligen Königs für bedürftige und würdige Personen seit Jahren geschähe. „Einige Hofbeamten?! Einige bedürftige Personen?“ fragte der König mit ärgerlicher Stimme. „Ich stehe nun

fast eine Stunde am Fenster, und immer kommen neue Wagen. Das ist ein Unfug sondergleichen und muß aufhören!“ — Dem sparamen König kam die Gelegenheit, kräftig zuzufassen und unnötige Ausgaben zu verhindern, höchst gelegen. Er befahl, die Waschküche sofort zu schließen und sie nicht vor Dienstag nach Ostern zu öffnen. Am Dienstag aber sollte die Wäsche den Hofbeamten ungewaschen zurückgegeben werden und die freie Wäschereinigung überhaupt ein Ende haben. — Und so geschah es. Am folgenden Ostermontag aber hatten „einige“ Hofbeamten vom Oberhofmeister bis zum Hundewärter nicht reine Wäsche anziehen können. P. S.

Die Spinnen sind erbitterte Feinde der Frostvannerfmetterlinge. Bei dem Reinigen der Obstbäume sollten sie deshalb geschont werden.



Nur von Wasser net.
„Väppl, warum schaut immer weg beim Spinnen?“
„Wohlt, Hauptma, i graut' mer so vorm Wasser!“

Bei der Knappheit aller Fette und Ole und der dadurch verursachten erheblichen Preissteigerung der Seife darf man Seifenreste nicht achtlos wegwurfen. Man stelle ein Gefäß in der Küche auf, in das alle Seifenreste hineingelegt werden, ganz gleich, ob es sich um Haushalteseife oder Toiletteseife handelt. Ist das Gefäß etwa zwei Drittel damit angefüllt, gießt man so viel kaltes Wasser dazu, bis es einen knappen Finger breit über der obersten Seifenschicht steht, und läßt das Ganze zwei Tage stehen. Dann stellt man das Gefäß aufs Feuer und läßt die erweichte Seife unter öfterem Umrühren zu einem Brei einlocken, den man dann in kalt ausgespülte kleine Dosen oder Formen, z. B. Seifenschachteln aus Zelluloid, Fleischextraktbüchsen usw. gießt und darin erstarren läßt. Mit einem dünnen Küchenmesser löst man die erstarzte Seife aus den Formen und stellt die gewonnenen Seifenstücke an einem kühlen und trockenen Orte zum Nachtrodnen auf. Je besser man die Seife austrodnen läßt, desto ergiebiger ist sie im Gebrauch. Ehe man sie weiter verwahrt, beschneide oder beschabe man die Ränder und runde die Seifenstücke hübsch ab. Diese Abfälle kommen sofort wieder in den Seifensammeltopf. Will man für Kinderseife die beliebte Eisform erzielen, so gieße man die flüssige Seifenmasse vorsichtig in ausgeblasene Eierchalen und löse nach dem Erstarren die Schale ab. E. D.

Maiblumen-Glöckchen werden jetzt in Töpfe gepflanzt und im warmen Zimmer

aufgestellt. Hält man sie regelmäßig feucht, so hat man zwei Wochen nach dem Einpflanzen blühende Maiblumen. **Gefiebter Bauschnitt** übt durch seinen Kalt- und Kaltegehalt auf die Fruchtbarkeit der Pfirsich- und sonstigen Steinobstbäume eine ganz besondere Wirkung aus.

Rosenpflanzung ist im Herbst nicht so zuverlässig wie im Frühjahr. Wer jetzt pflanzt, erhöhe den Wurzelhaas mit Erde und dede noch mit Tunn, Torfmull oder Laub ab.

Aufsinnig.			
E	G	E	R
G	A	M	A
E	M	I	L
R	A	L	F



Die Buchstaben in den waagerechten Reihen sind so zu ordnen, daß folgendes daraus entsteht: 1) Ein Fluß in Afrika. 2) Ein Geflügel. 3) Stadt in Schleswig. 4) Ort in Schweden. 5) Ein Betriebsmittel. 6) Stadt in Hannover. 7) Eine heilige Dandlura. 8) Dänisches Goldstück. — Die mittlere Reihe von oben nach unten gelesen ergibt den berühmtesten Heerführer der Welt. Albert Friedel.



Weiße steht an und steht in 3 Zügen matt. Auflösung folgt in nächster Nummer.

Erlaubt ist, was sich ziemt.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Graf Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.